

Das Märchen als Kunstgattung

Autor(en): **Klingler, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **26 (1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

man sich nicht wundern, wenn Fremde diesen Zustand berechnend ausnützen. Das muss gesagt werden bei allem Verständnis für Ablenkung und Entspannung vom oft so eintönigen Alltagswerk. Und wenn wir trotz allem sagen wollten: „Wir sind nun einmal so und wollen so sein“, nun gut; aber man jammere dann nicht über fremde Eindringlinge!

4. Wir haben die Ueberfremdungsfrage auch jungen Schweizerarbeitern vorgelegt, um ihre Ansicht zu vernehmen. Zuerst wird kräftig und bestimmt erklärt, der Schweizer sei ein ebenso guter Arbeiter wie der Ausländer. Bravo! Und dann kam das „Aber“. Aber der Ausländer wisse sich beim schweizerischen Arbeitgeber besser „einzuschmusen“. Schliesslich gaben meine jungen Landsleute zu, es fehlten dem Schweizer manchmal die nötigen M a n i e r e n , um bei der Stellensuche einen günstigen Eindruck zu machen. Er tritt als Eidgenoss dem Eidgenossen gegenüber, fast als ob's einen „Hosenlupf“ gälte. Vielleicht auch in der typischen Ruhestellung des Demokraten, Beine gespreizt und gestemmt, Hände im „Hosensack“. So, und noch mit der Zigarette dazu, präsentierte sich ein kath. Jungmann einem Bankdirektor. Und die schriftlichen Stellengesuche? Vor Jahr und Tag veranstaltete der Kaufmännische Verein (Zürich) ein diesbezügliches Examen. Laut Bericht in der Presse musste ein hohes Prozent der Gesuche abgewiesen werden wegen mangelhafter und unpassender Form. Man kann das sogenannte „Recht auf Arbeit“ so ungeschickt betonen, dass sich die gegenteilige Wirkung auslöst. So bietet sich dann dem geschmeidigern Ausländer manche Gelegenheit, sich „einzuschmusen“, und man wird es den Arbeitgebern nicht einmal

ganz verargen dürfen, wenn sie nicht die gröbere Nummer bevorzugen. Es wirkt da das Bedenken vor dem alltäglichen „Krach“. Höflichkeit und Anstand, Form und Schliff, sind noch lange nicht Kriecherei und Katzbuckelei. Aber das Gegenteil, wenn weitverbreitet, kann in Bureau und Werkstatt, in Fabrik und Hotel zu einer Mitursache der Ueberfremdung werden. Hier müssen Haus-, Schul- und Selbsterziehung eingreifen.

5. Schliesslich denkt man bei unserem Landesproblem auch an den bedenklichen Geburtenrückgang in weiten Volkskreisen. Hängt die wieder rasch gestiegene Ueberfremdung auch damit zusammen? Ein tolles Dreieck: hier Geburtenrückgang und da Arbeitslosigkeit und dort Ueberfremdung! Wer sieht da klare Verbindungslinien zwischen diesen wunden Punkten? Allerdings wollen Volkspsychologen wissen, dass Kinderarmut nicht nur die physische, sondern auch die moralische Arbeitskraft eines Volkes schwäche. Doch genug für heute!

Selbstverständlich soll das Gesagte nicht eine vollständige Darstellung des Ursachenkomplexes der Ueberfremdung sein. Es handelte sich nur darum, auf Einzelheiten hinzuweisen, die in der staatspolitischen und nationalökonomischen Diskussion des Themas weniger beachtet werden. Wenn aber das Thema auch seine volkserzieherische Seite hat, dann rufe man nicht immer nach dem Staat um Abhilfe und schreibe ihm nicht alle Schuld zu! Dann besinne sich das Alt- und Jungvolk auf sich selber! Nie zeigt sich der Volkssouverän reifer, als wenn er vom Geist aus die schweren Landessorgen zu verstehen und zu meistern sucht.

Schönbrunn.

E. Kaufmann.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Das Märchen als Kunstgattung

I.

Schärfer als in den meisten andern Sprachen ist im Deutschen heute der Begriff des M ä r c h e n s abgegrenzt. Dank der Sammlung der Brüder Grimm, bezeichnet der Name heute eine bestimmte literarische Form.

Im 13. Jahrhundert verstand man unter m ä e r l i n nur eine kleine maere, eine kurze Erzählung, die zur Unterhaltung einer Gesellschaft vorgelesen wurde, und zumeist erfunden war. Luther brauchte das Wort „Märlein“ zur Wiedergabe von „Deliramentum“, also törichtem Geschwätz.

Im 18. Jahrhundert redete man bereits von Feenmärchen, Zaubermärchen. Musäus gibt seine „Volksmärchen der Deutschen“ heraus. Goethe, Tieck, Novalis, Brentano und andere färben den Begriff individuell. (Für sie wird das Märchen der Inbegriff höchster Poesie seiner irrationalen, wunderbaren, nur durch die Ahnung zu erfassenden Gehaltes wegen.)

Im Gegensatz zu den Romantikern ist das echte Märchen für die Brüder Grimm volkstümliche Dichtung, und damit übernehmen sie die Idee Herders. Dieser äussert sich im Aufsatz über alte Volkslieder 1773: „Volkssagen, Märchen und Mythologien sind das Resultat des Volksglaubens, seiner Vorstellungskräfte, wo man träumt, weil man nicht weiss, glaubt, weil man nicht sieht.“

Angeregt durch die Brüder Grimm, erweiterte sich die Märchenforschung im 19. Jahrhundert und untersuchte die Märchen aller Völker und aller Zeiten. Bedeutende Gelehrte, wie der Göttinger Märchenforscher Theodor Benfey, die Germanisten Friedr. von der Leyen, Friedrich Panzer, Timme und zuletzt Wesselski versuchten den Begriff Märchen zu bestimmen. Aber keine Definition vermag das Märchen ganz zu erfassen und es von den verwandten Gattungen: der Volkssage, des Mythos und des Schwanks zu trennen. Was sagt uns schliesslich Timme mit einer Begriffsbestimmung wie: „Das Märchen hat es weder mit der Religion noch mit einer bestimmten Person, noch mit einem bestimmten Ort zu tun.“ Panzer versucht das Märchen in folgender Weise zu definieren: „Unter Märchen, in seinem wissenschaftlichen Sinne, verstehen wir eine kurze, ausschliesslich der Unterhaltung dienende Erzählung von phantastisch-wunderbaren Begebenheiten, die sich in Wahrheit nicht ereignet haben, und nie ereignen konnten, weil sie, in wechselndem Umfange, Naturgesetzen widerstreiten.“ Was aber letztlich das eigentliche Märchen vom uneigentlichen scheidet und es zu einer Kunstgattung macht, ist bis heute noch nicht gesagt worden.

Auf dem Wege der Abgrenzung und Vergleichung kommen wir dem Wesen des Märchens und seiner Struktur eher näher.

II.

Wie die Erforschung der sogenannten Märchenmotive, die wir hier nicht näher besprechen

können, zeigen, ist zweifellos eine enge Beziehung von Märchen und Sage, Märchen und Mythos vorhanden. Schon das Element des Wunderbaren verbindet Märchen, Sage und Mythos. Auch die Brüder Grimm sahen die Vermischungen, und Wilhelm sucht in der Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen 1819 die Unterschiede von Sage und Märchen herauszuschälen. Er bemerkt: „Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Ueberraschendes, selbst das Uebersinnliche, geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt, in einem umfriedeten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Ort, noch eine bestimmte Heimat und ist dem ganzen Vaterlande gemeinsam.“

Die Sage unterscheidet sich vom Märchen wohl darin, dass das Wunderbare und Mythische in ihr als ein im eigentlichen Sinne Jenseitiges empfunden und der sachlichen Wirklichkeit bewusst entgegengesetzt wird. Es herrscht also das Rationale vor, deshalb knüpft die Sage gern an Namen, an historische Geschehen und geographische Räume an. Wir wissen aber auch, dass gerade Wilh. Grimm öfters diese Kennzeichen in den mündlichen Erzählungen entfernt hat, damit sie seinem Märchenbegriffe entsprechen.

In der Vorrede von 1815 weist er selbst auf die Sagen- und Mythenelemente hin. Er bemerkt: „So ist das von der Spindel zum Schlaf gestochene Dornröschen, die vom Dorn entschlafene Brunhilde, aber nicht die nibelungische, sondern die altnordische selber. So Schneewittchen die Snäfrid, an deren Sarg Haraldur drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, oder in dem Märchen ‚Die beiden Brüder‘ stammen einzelne Züge mit der nordischen Sigurdsage und Wikinasage überein.“

Wilh. Grimm schliesst aus diesen motivischen Uebereinstimmungen, seinem romantischen Glauben gemäss, auf den mythischen und somit göttlichen Gehalt der Märchen. „Nichts ist bewährender und zugleich sicherer als was aus zweien Quellen wieder zusammenfliesst, die früh voneinander getrennt in eigenem Bette gegangen sind, in diesem Volksmärchen liegt lauter urdeutscher Mythos.“ Dasselbe äussert er

in anderer Form, als er vom Märchen als Ueberlieferung spricht: „Im Märchen sind Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt, alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element getaucht und leiblich gestaltet.“

Wir verstehen unter Mythos eine Sage, die erzählt von einer andern Welt und deren Wesen, den Menschen unsichtbar, dessen Walten er nur spürt. Im Laufe der Zeiten bildeten sich ganze Sagenkreise, heute Mythologien genannt. Diese sind aber nicht nur Phantasiegebilde, sondern Bilder einer primitiven Weltanschauung. Der Mythos fordert Glauben, das Märchen verlangt ihn nicht mehr. Der Kern des Geschehens ist im Mythos ein ideelles, weltanschauliches Erlebnis, im Märchen hingegen nur ein psychologisch ethisches. Die Götter und Göttinnen der Mythen werden im Märchen zu Königssöhnen und Prinzessinnen, der Feuerberg der Brunhilde zum dornenüberwachsenen Schloss des Dornröschens. An Stelle der Tragik tritt Anmut und Lieblichkeit. Dieser Wandel mythischer Motive stellt wohl eine zeitliche Folge Mythos-Märchen dar. Damit führt uns aber die Frage der Abgrenzung auch auf die Frage nach dem Ursprung des Märchens.

III.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts lösten sich verschiedene Theorien über den Ursprung und das Alter der Märchen ab. Nachdem Benfey das indische Märchen erforscht, und viel Verwandtes mit dem europäischen Märchen vor-

fand, setzte sich seine Theorie vom indischen Ursprung der Märchen einige Zeit durch. 1895 widerlegte ihn aber der Franzose Bédier in seinem grundlegenden Werk „Les Fabliaux“, er sieht in den Märchen überall Niederschläge ältester einheimischer Kulturanschauungen. — Anschauungen über Entstehen und Vergehen des Lebens und der Natur, Erfahrungen auf dem gesellschaftlichen Zusammenleben sind überall dieselben, und weil der menschliche Geist überall in gleicher Weise angelegt ist, so kann auch das Märchen überall selbständig und unabhängig sein.

Der jüngste Gelehrte auf diesem Gebiete, Wesselski, ist der Ansicht, dass nicht alle Märchen als Ueberreste alter Mythen zu werten wären, dass aber die Mythologie einen gewaltigen Einfluss auf das Märchen ausgeübt hätte. Die einzelnen Mythen jedoch hätten nicht das Märchen umgewandelt, sondern das Märchen als eine Erzählungsgattung, die den Begriff des Wunderbaren von den Göttern löste, sei entstanden, als der von jedermann Glauben heischende Mythos nicht mehr glaubwürdig schien, oder nicht mehr geglaubt werden durfte.

(Schluss folgt.)

Feldmeilen.

E. Klingler.

Berichtigung: In Nummer 1 der „Schweizer Schule“, Seite 15, unten, sollte es heissen:

Internationaler Kongress der
katholischen weiblichen Jugend in
Rom.
Red.

Heilpädagogik und Hilfsschule

Aus der Praxis des Lese- und Schreibunterrichts

Frage: „In meiner II. Klasse sitzt der fleissige und geweckte Schüler R. Er ist durchschnittlich gut begabt, hatte aber in der I. Klasse mir zunächst unbegreifliche Hemmungen im Lesen. Bei den einfachsten Wörtern gab es Stockungen und Fehler, zu einer Zeit, da seine Mitschüler schon recht nett und geläufig lesen konnten. Und erst das Rechtschreiben! Gewöhnlich waren es bei einer Sprachübung anderthalbmal so viele Fehler als Wörter! Nebst Auslassungen

von Wortteilen waren auch Umkehrungen von Doppellauten, von Sch, und Platzwechsel von Buchstaben innerhalb eines Wortes zu finden. Auch beim Abschreiben kamen diese für R. typischen Fehler vor. Da erinnerte ich mich der Zeit, da ich in einer Dorfschule nach analytisch-synthetischer Methode lesen gelernt hatte, und es ging mir ein Licht auf! Ich sagte mir, der Bub sieht nur vor lauter Bäumen den Wald nicht; also muss ich seine Aufmerk-